

Mach's wie Miltos!

Da steht er im Nichtlicht der ausgeknipsten Sterne. Da steht er mit seinem Anzug, seinem Grinsen, seinen Hundezähnen. Ist das Schnee, ist das Regen? Sind's Motten, die durchs Weltall treiben? Darin steht er: in einer lautlosen Abwärtsbewegung weißer Partikel. Sie sind eingeschlossen von Hecken, doch das Gittertor steht offen. Er zieht an der Zigarette, erzeugt einen Glutpunkt, das Auge eines Roboters. „Keep cool“, sagt er und lacht. Jetzt nutzt er die Zigarette wie einen Zauberstab und wischt damit über die Umgebung: „Freier Himmel. Kein Beton. Prost.“ Beide nehmen einen langen Schluck aus ihren Flaschen. „Komm, leg dich hin. Ich leg mich auch hin. Mach's wie ich! Mach's wie Miltos!“

Jetzt steht er in seinem großen, schönen Haus. Miltos ist so weg, als sei er nie dagewesen. Es gibt jede Menge Plastiksäcke und Pappkartons und Holzkisten. Alles muss sortiert werden: Altpapier, Kleidung, Elektroschrott, Sonder- und Restmüll. Alles muss überlegt werden: Was kommt in den Abfall, was gehört entsorgt, was kann er verkaufen, was spenden? Er steht im Keller, prüft jede Konserve voll saurem Kraut und jedes Weckglas voll roter Frucht. Es gibt immer Leute, die so was brauchen können. Und er gibt gerne. Im Keller hängt auch der Sandsack, den Bauch voll mit Futtermais und Lumpen.

Er liegt in der Unterführung. Lucy ist bei ihm. Er fühlt ihre Schnauze an seinem Kinn. Er riecht ihren vertrauten Hundeaum.

Den Spielzeugroboter stellt er auf die Straße. Die kleinen runden Augen leuchten nicht mehr rot. Das knisternde Rattern ist verstummt. Leergesogen ist die Batterie und Viktor fragt nicht mehr nach einer neuen. Jetzt sind es die X-Men, um die sich alles dreht.

Es ist dunkel im Raum, aber er sieht den Gestank und hört so, wie man sonst nur sieht: grell, scharf, klar voneinander unterscheidbar. Da stöhnt einer, da röhrt einer, da schnarcht's, da pfeift's, da brabbelt einer und zählt Gemüsesorten auf. Warum? Wie soll man so schlafen können? Wie soll man so je schlafen können? Er hat die Plastiktüten mit Klamotten und Dokumenten und Fotos aus dem Rucksack geholt und sie unter seinen Kopf und den Rest seines Körpers gelegt. Soll ihn keiner abziehen. Soll es bloß einer wagen. Sein Herz klopft metallisch in den Mund. Er glaubt, keine Luft mehr zu bekommen.

An der Wand hängt das Brett, in dem Brett stecken die Haken, an den Haken hängen die drei Paar Boxhandschuhe. Viktor hat die kleinsten Fäuste und den labbrigen Schlag. Sandra hingegen nimmt von Anfang an die Hüfte mit rein. Er muss zugeben, dass sie ihm imponiert, obwohl er lieber in Viktor den Boxer sehen würde. Ein Mädchen im Ring? Sein Mädchen, das Schläge ins Gesicht bekommt? Die drei Paar Boxhandschuhe hängen an der Wand wie Trophäen, wie abgetrennte Körperteile.

So viele Dinge. Das ganze schöne, helle Haus ist voll. Wird das jemals aufhören? Da steht plötzlich Miltos im Türrahmen des Wohnzimmers. Schicker Anzug. Beeindruckende Selbstsicherheit. „Lass dir Zeit“, sagt er. „Ich habe das auch schon gemacht. Lass dir Zeit.“ Das Telefon klingelt. Aber es ist viel zu weit weg. Seit Tagen oder Wochen ist das Telefon viel zu weit weg. Und er hat zu tun. Die Anderen verstehen das nicht. Aber jetzt ist ja Miltos da.

An einem Abend im April, der 30.4. war es und bleibt es, da ist ein goldener Vogel aus ihm heraus- und in den violett dämmernden Himmel hineingeflogen, hoch hinauf ins All zu den eiskalt blinkenden Sternen. Die Polizistin und der Polizist standen vor seiner Haustür, er stand im Türrahmen, und der Vogel verließ seinen Körper, zog einen goldenen Schweif hinter sich wie ein nach oben verglühender Komet. So erzählt das Miltos, und er macht's wie Miltos.

Er geht in die Küche und nimmt die Magneten vom Kühlschrank und wirft erst Sandras dann Viktors Stundenplan ins Altpapier. Er hört das Geräusch, das der Toaster macht, wenn gebräunte Vierecke aus ihm herausspringen. Geräuscherinnerungen, Phantomgeräusche. Alles kommt weg: die Gewürze, Müllbeutel, Alufolien und das Backpapier, die Beutel mit Mehl, Dosen mit Zucker, Kaffee, Reis. Auch die Packung mit dem Pulver für den Sonntagnachmittagskakao kommt weg.

Er riecht den Hundeatmen. Lucy ist nicht in erster Linie Hund. Sie ist in erster Linie Lucy.

Sofias roten Mantel sieht er lange an, berührt ihn und zieht ihn über, nur so über die Schultern. Miltos findet das albern. „Lass die Scheiße“, sagt er, und er zieht den Mantel schnell wieder ab. Hat ja Recht, der Miltos, hat ja Recht.

Er steht in dem Flur. Die Frau ist weg. Er spürt ihre Nähe noch am Hals, am Rücken, am Hintern, am rechten Oberschenkel, an den Unterarmen, die er über den Kopf gehalten hat. Er lauscht: hinter ihrer Tür die Stille nach dem Sturm. Er steht in seinem Zimmer, das ist ein langer, vollgestellter Flur, dämmrig am Tage, sehr dunkel in der Nacht. Aber er mag das

kleine Ölbild und steht davor und sieht es an wie in einem Traum: die Landstraße, die Sonne, der Baum, daran lehnt ein Wandersmann mit Stock und mit Hut.

Im Fernseher läuft „Luzie, der Schrecken der Straße“. Es ist muckelig warm. So sagt es Oma und so ist es gut. Draußen fallen Flocken, damit es drinnen noch gemütlicher wird. Oma hat den Sonntagnachmittagskakao gebracht, Opa sitzt im Sessel und brummt. Er sitzt da und guckt und fühlt sich sicher.

Er geht selbst über eine Landstraße. Jetzt kann er hingehen, wohin er will, auch über das Bild hinaus. Er ist groß, er ist stark. Er trägt den Rucksack. Das Land ist rings um ihn herum, nicht wie ein Gefängnis sondern wie eine Freiheit. Er wird sich nichts mehr befehlen lassen.

Im Obergeschoss sitzt er auf dem Doppelbett und kündigt der Zeit die Gefolgschaft auf. „Glaub‘ nicht an Zeit“, sagt Miltos. „Du vergisst sie, sie vergisst dich. Du bist frei.“ Miltos weiß sehr viel. Die anderen wissen wenig. Sie sagen, er soll was sagen. Er soll was tun. Was soll er denn sagen? Was soll er denn tun? Seit der goldene Vogel weg ist, ist es so: Fast alles ist Zwang. Und was Zwang ist, geht nicht mehr. Nur wenn Miltos dazu auffordert. Dann geht es. Ein bisschen verrückt ist das schon.

Lucy träumt unruhig. Vielleicht jagt sie. Vielleicht fürchtet sie sich. Die Angst hat sie von ihm. Er trägt sie wie einen Mantel aus Blei. Es gibt kein Dach über den Dingen. Aber es gibt Lucy, die echt ist, nicht lügen kann, nicht anders kann, als lieben. Das macht sie so stark, das macht sie so schwach.

Tagsüber steht Licht in der Unterführung. Er sieht die Leute von links und rechts auf Oberschenkelhöhe vorbeiziehen. „Husch, husch“, ruft Miltos. „Husch, husch ins Büro.“ Der Pappbecher steht auf dem Boden. Alle müssen sparen. Er spart sich ein beschriftetes Schild und das Gejammer der Zigeuner. Eine Frau beugt sich runter, sieht ihn nicht an und sagt: „Kaufen Sie dem Hund etwas davon, ja?“ Er nickt, weiß aber nicht, ob sie das sieht. Er hört die Stimme eines kleinen Jungen: „Hat der Mann da kein zu Hause?“ Die Antwort der Mutter hört er nicht. Ein Mädchen darf ihm einen Apfel bringen. Ein junger Mann fragt freundlich, ob er ihm etwas zu essen und zu trinken holen soll. Miltos rät, was der junge Mann beruflich macht: „Pressetyp. Pass auf, der interviewt dich noch.“ Und Miltos hat mal wieder Recht.

Miltos rät oft, was die Passanten machen, wohin sie unterwegs sind: „Der da handelt mit Autos und kommt gerade von ‘ner Sexparty. Am Nachmittag, mein Freund! Die da hat ein Nagelstudio und geht heute Abend Steak essen. So ‘n schönes Eastcoast Entrecote Dry Aged.

Und der da ist Schriftsteller und haut gleich richtig aufn Putz und verwettet zwei Euro auf der Galopprennbahn.“ Miltos wird's wissen. Beine, Beine. Schritte, Schritte. Sie kommen von Terminen, sie gehen zu Terminen. Die Übergänge dazwischen sind lästige Pflichten, weil die Termine lästig sind. Er sitzt da wie nicht bestellt und nicht abgeholt, ein Ziffernblatt über das eilige Zeiger gleiten.

Jetzt geht er selbst. Miltos an seiner Seite. Den Rucksack auf den Schultern, das Haus hinter sich, die Straße vor sich. Er liebt alles Weite, Freie, Zwanglose. Miltos rät ihm, vorzusorgen, an die nächste Unterkunft zu denken: „Das Wetter wechselt schnell, mein Freund.“

Lucy zittert. Sie verkrampft sich. Sie geht mit hochgedrücktem Rücken ganz dicht an den Hauswänden entlang. Sie verzieht sich in allem, was als Unterschlupf taugt. Er will sie nicht anleinen. Leinen sind Zwang. Er nimmt die bibbernde Lucy in die Arme. Er hat es wieder falsch gemacht. Es ist Silvester, und er ist wieder nicht weggekommen. Es ist Silvester, und sie sind gefangen in der Stadt.

Er streichelt den roten Mantel. Er sieht sie darin. Auf dem Weg vor der Wiese mit dem Baum, den sie ihren Baum nennen. Wenn einem etwas gehört, ist das sehr gut und sehr schlecht. Er versucht, sich ihr Gesicht vorzustellen, aber die Flocken fallen zu dicht.

Lucy und er liegen in der U-Bahn-Haltestelle neben einer Säule. Keiner soll noch einmal einen Böller auf sie werfen, eine Rakete auf sie schießen. Weihnachten gibt es Gans und der freundliche Bürgermeister und die Frau dazu schütteln ihm die Hand. Das findet er gut. Silvester wird geknallt. Miltos findet das lustig. Miltos ist hart gesotten. „Ohren zu und durch“, sagt er. „Bisschen Geknalle bringt uns nicht um.“ Aber als er die Schritte hört, spürt er es schon, er spürt es im Magen: Sie können hier nicht bleiben.

Er sitzt auf einer Bank am Rand des Spielplatzes und sieht den Kindern zu: wie sie zur Rutsche laufen, hochsteigen, runterrutschen und wieder zur Rutsche laufen. Sie sind wie Lucy, sie sind wie er: Sie können sich nicht verstellen und sie mögen keinen Zwang. Vom Zwang werden manche starr und tauen nie wieder ganz auf. Alle anderen fangen an, sich zu verstellen. „Jo“, sagt Miltos. „Erst werden sie verstellt, dann verstellen sie sich selbst. Die innere Uhr tickt nicht mehr richtig. Merkt nur keiner mehr. Aber wütend sind sie doch.“

Er nimmt das Tagebuch seiner Tochter in die Hände. Er hat den flachen, leichten Schlüssel zu dem kleinen Schloss daran gefunden. Er schließt das Tagebuch auf, aber er liest nicht darin. Nur die Schrift sieht er sich an und denkt dabei an die Hand, die den Füller führt, aus dem die

Tinte fließt, Rot auf Weiß zur Schrift gerinnt. Es ist eine rührende Schrift: um Verständlichkeit und um Schönheit bemüht. Die mädchenhafte Sandra am Stift, die jungenhafte Sandra am Sandsack.

Er steht vor dem Restaurant in der Einkaufspassage und liest den Aushang und versteht alles: „Großes China-Buffer, All you can eat, 9,90 Euro.“ Das Geld hat er. Den Hunger hat er auch. Aber Miltos steht da, die Hände in den Taschen und schüttelt den Kopf. „Schau dich mal an, mein Junge. Das kannst du knicken.“ Das will er sich nicht sagen lassen, das will er kontern, aber er spürt, dass Miltos Recht hat. Manche Blicke sind wie Schläge. Immer her damit. Je mehr er kassiert, desto mehr verdient er sie, desto mehr will er einstecken. Er hat Nehmerqualitäten. Es tut immer seltener weh. Schlimm sind die Nichtblicke. Die kann man nicht nehmen. Und hier kann er nicht rein. Ein Mantel aus Dreck ist ein Hindernis. Ein Mantel aus Dreck ist ein Schutz. Natürlich gucken die Leute so oder nicht, wenn er sich nicht wäscht, wenn er sich zuwuchern lässt. Natürlich.

Miltos verbrennt das Tagebuch und die Briefe von Sandras Freundinnen und Freunden in einer Tonne im Garten. Auch das Poesialbum und die Sammelalben mit Meerjungfrauen, Clownsfischen und Eisprinzessinnen verbrennt er. Sandra steht neben ihm und fragt: „Warum verbrennst du meine Sachen?“ „Weil du sie nicht mehr brauchst“, sagt er. „Wieso brauche ich sie nicht mehr?“, fragt seine Tochter, barfuß, langzehig, in ihrem blauen Schlafanzug, auf dem die gelben Schmetterlinge sitzen. „Weil du tot bist, Schatz“, sagt er, und Miltos nickt zufrieden.

In den Tagen um Silvester ist die Stadt ein schlechter Ort. Wenn er ihren Rand erreichen will, scheint sie sich auszudehnen. Lucy zittert. Er kann sie nicht mehr tragen. Dann knallt es ganz in der Nähe, und plötzlich rennt sie los, mitten auf die Straße. Ringsherum treiben Flocken in von Kunstlicht bestrahlter Dunkelheit.

„Bist du dir sicher, dass ich tot bin?“, fragt seine Frau nachts im Bett. Miltos liegt darin wie ein Schiffbrüchiger auf einem Floss und treibt durch die Nacht. „Ja. Ich war auf deiner Beerdigung.“ „Und wieso redest du dann jetzt mit mir?“ „Weil man auch mit Toten reden kann.“ Sie dreht sich ihm ganz zu. Eine Flocke schmilzt auf ihrer Wange.

Er kann sich an seinen ersten Sex nicht mehr erinnern, aber an seinen letzten. Die Frau hat keinen richtigen Blick. Er rutscht ihr immer weg. Das ist ihm lieber so. Das rote Lächeln ist im weißen Gesicht wie mit Klammern befestigt. Sie spielen Sex: unschuldig aber

kostenpflichtig. Zwei Tagessätze vom Amt verschwinden in fünfzehn Minuten. Milto hat Verständnis. Ist ja das letzte Mal.

Er sitzt auf dem Spielplatz und beobachtet die Kinder, wie sie wieder und wieder zur Rutsche laufen. Milto deutet mit dem Kopf in Richtung der Frau. Mit ihrem Blick kassiert er einen Schlag. Er soll hier nicht sitzen. Er tut etwas Unerlaubtes: Kinder ansehen. „Du bist kein Vater“, sagt Milto. „Ein Vater bist du nicht mehr, nie gewesen.“

Er wirft das Tagebuch und die Briefe und die Sammelalben in die Flammen in der Tonne. Sandra steht daneben und guckt zu. Das Schwarz breitet sich von den Rändern aus und rollt das Weiße in sich ein. Es ist kalt. Es schneit Asche.

„Diese Leute glauben, sie wissen etwas über Milto, dabei wissen sie nichts. Milto weiß etwas über diese Leute, und was sie hören wollen, um lieb sein zu dürfen, aber sie wissen nichts über ihn. Sie glauben noch, das Hamsterrad sei eine Leiter. Sie glauben, am Ende gäb's einen Preis. Arschlöcher. Du musst darüberstehen. Meilenweit.

Er zieht mit Milto weit über Land. Es geht gen Westen, es geht gen Norden, denn seine Heimat ist seine Heimat, aber sie ist nicht gut zu ihm. Für einen Wandersmann ist zu wenig Platz. Es gibt schon genug Probleme. Und andere Gesetze gibt es auch. Die neue Regierung ist jetzt mehr fürs Volk und weniger für ihn. Links, rechts, er pfeift darauf und geht geradeaus. Alle meinen es immer gut. Unterdrückt wird so oder so. Immer soll man einer Macht unterworfen werden, die einer Macht unterworfen ist, die einer Macht unterworfen ist. Und an der Spitze herrschen die Hirngespinnste, die alle zusammen erzeugt haben. Er macht es anders. Er macht's wie Milto und erfindet seine eigenen Hirngespinnste.

Er trifft einen Priester. Bei dem darf er wegen der Nächstenliebe eine Nacht unterkommen. „Gott liebt dich“, sagt der Priester. „Das ist ne Schwuchtel“, sagt Milto. Der Priester sagt: „Gott will etwas anderes für dich.“ Milto sagt: „Gott will auch was anderes für die Schwuchtel.“ Der Priester sagt: „Gott will nicht, dass du trinkst und arbeitsscheu bist. Der Mensch muss hart arbeiten und sich fest binden, um frei zu werden.“ „Und weshalb machst du's dann nicht, Schwuchtel?“, sagt Milto laut und lacht. Ihm ist das peinlich. Er findet den Priester nett.

Er steht in einer Bäckerei und die Morgensonne scheint orange herein und es riecht nach Rosinen und Kaffee. Die Verkäuferin ist jung und dick und schön und schaut so, dass er sich

nicht schämt, zu fragen und eine halbe Tüte Brot vom Vortag und eine Zimtschnecke geschenkt bekommt und morgen wieder hier sein wird, ganz pünktlich, ohne Zwang.

Zum Abschied sagt der Priester: „Ich schließe dich in meine Gebete ein.“ Aber er wird nicht gerne eingeschlossen. „Go west!“, grölt Milto. „Life is peaceful there. Go west. In the open air.“ Die Pet Shop Boys sind auch Schwuchteln. Er hört lieber die Scorpions.

Er liegt in der U-Bahn-Haltestelle. Es ist die Zeit ohne U-Bahnen. Aber sie kommen. Er hört ihre Roboterschritte. Er zieht Lucy und sich den Schlafsack über den Kopf. Als ob sie ihn nicht sehen, wenn er sie nicht sieht. Sie bestimmen, wer jetzt drin sein darf und wer nicht. Er versteht ihre Sprache nicht, aber er versteht Tritte. Sie treten halbherzig gegen den Schlafsack: mehr so im Spaß, nicht zum Töten. Er hat so lange darauf gewartet – jetzt ist es eine Erleichterung. Kurz vergisst er sogar Lucy, aber sie quietscht, sie winselt und plötzlich ist er schneller als gedacht, zieht den Reißverschluss, rappelt sich auf. Jetzt steht da auch Milto. Sie stehen um den Schlafsack, ihre Gesichter weiß im Schneetreiben. Sie sehen alle gleich aus, sie tragen alle Pelz an den Krägen ihrer schwarzen Winterjacken und die Haare halb militärisch, halb wie Popper und dazu die passenden Gesichter, fünf Typen, die nicht wollen, dass er hier ist, dass es ihn gibt. Mensch, sagt er laut in ihrer Sprache, das erste Wort seit langer Zeit. Mensch!

Sofia hat ein großes Sonntagsfrühstück gemacht. Die Sonne scheint durch die Fenster. Ihr weißer Bademantel strahlt und der Orangensaft in der Glaskaraffe leuchtet. Alles ist da: Brötchen, Schwarzbrot, Eier, Würstchen, Aufschnitt, auch Lachs und Meerrettich, Quark und Kaffee. Es ist mehr als genug da. Es schneit im Wohnzimmer. Die Kinder sind hübsch angezogen und artig. Er sieht sie zum ersten Mal. Ob sie ihn mögen?

Er stellt den Spielzeugroboter auf die Straße. Bald ist es geschafft.

Er liegt auf dem Boden in einem Gartenviereck, eingeschlossen von Buschmauern. Das Gittertor steht offen. Die Flocken rauschen.

Es knallt ganz laut. Ein Quietschen hallt nach. Er steht da. Seine Beine wissen es, bevor es der Rest von ihm kapiert. Eine Autotür geht auf. Die Frau trägt einen roten Mantel. Die Warnblinker blinken. Die Frau geht zur Kühlerhaube, streicht mit der Hand darüber, geht in die Hocke und sagt etwas, aber er kann es nicht hören, weil Milto auf ihn einredet: „Du dummer Penner.“ Er kann sich nicht bewegen. „Nicht mal das kannst du. Auf einen

Scheißhund aufpassen.“ Miltos ist so laut. Was sagt die Frau? Schimpft die Frau auch mit ihm? „Du dumme Sau. Ich habe es dir hundert Mal gesagt: Da muss ‘ne Leine her.“ Er versteht die Frau so schlecht. Sie fragt etwas, sie ist vorwurfsvoll, er hört das Wort „betrunken“. Wer ist betrunken? Er, Miltos, Sie? „Ne Leine, du Penner, ne Leine.“

Er liegt neben ihr im Bett. Sie ist jung, dick und schön. „Du kannst hier bleiben“, sagt sie. „Die Kinder mögen dich.“ Sie sieht ihn an, er versucht, nicht wegzugucken. Er findet es sehr anstrengend in die Augen von Menschen zu blicken. Was man da alles sieht, was die alles sehen können. Diese Augen gucken jetzt so, dass er plötzlich zittern muss. Es beginnt in der Körpermitte und greift von dort in Wellen weiter und weiter aus. Sie nimmt ihn in die Arme. Miltos steht neben dem Bett und sagt nichts, aber er weiß, was er denkt: „Lass dich nicht erdrücken, mein Junge. Du musst weiter. Bist ‘n freier Wandersmann.“

Die Frau im roten Mantel wird ärgerlich. Er möchte sich in sich verkriechen, aber da ist kein Unterschlupf. Er steht nur da. Er ist fünf Jahre alt. Alle schreien. Er ist schuld. Zu Lucy schaut er nicht. Er schaut nicht zu Lucy. Die Frau geht zu ihrem Auto. Die Frau dreht sich um und kommt wieder auf ihn zu. Nicht schlagen, denkt er. Die Frau im roten Mantel greift in ihre Handtasche, holt etwas heraus. Sie drückt ihm einen Schein in die Hand und berührt ihn kurz an der Schulter. „Alles gut“, sagt sie. Das versteht er. „Alles gut.“

Miltos hilft ihm, den Kadaver von der Straße zu räumen. Nicht, dass noch jemand wegen Lucy einen Unfall baut. Saudummer Hund. Wohin jetzt damit? Wir müssen doch etwas drüberlegen, sagt er. Miltos holt schon Papier aus einem Mülleimer. Lucys Grabstein ist eine mit Abfall beschwerte Zeitung, die bald verweht.

Da steht Miltos im Nichtlicht der ausgeknipsten Sterne. Da steht er mit seinem Anzug, seinem Grinsen, seinen Hundezähnen. Miltos trinkt vom Schnaps, deshalb nimmt auch er noch einen Schluck. „Eine Gin-Gin-Situation“, sagt Miltos. „Leg dich hin.“ Flocken fallen wie weiße Motten aus den Ritzen des Himmels und setzen sich fett auf die schwarzen Gräser. Er lässt sich zu Boden sacken. Es ist so kalt. Sein Herz pocht gegen die Kälte an. Miltos liegt neben ihm. Die Augen glühen.

Er zittert in den Armen der Frau. Er zittert und zittert. Es wird immer kälter. Es wird nicht wärmer in diesen weißen Armen.

„Junge“, sagt Miltos. „Hör mal mit diesem Quatsch auf.“ Er schluchzt. Es ist kein richtiges Weinen, nur eine Erinnerung daran, eine Nachahmung von Gefühl. Er krümmt sich auf dem Boden. Es ist so kalt, es ist nicht auszuhalten. „Dir kann doch gar nix passieren“, sagt Miltos. „Du bist doch bloß ausgedacht.“ Miltos lacht. „Damit alle schön Mitleid haben.“

Er steht wieder in dem langen Flur. Weit ist er nicht gekommen. Die Frau mit dem Gürtel in der Hand kommt auf ihn zu. Er sieht sich selbst und hört sein klägliches Gewinsel. Dreckskind. Zu nichts zu gebrauchen. Ihm wird warm und wärmer.

Miltos lacht. „Ist doch scheißegal“, sagt er. „Ist doch fucking-scheißegal. Goldener Vogel, dass ich nicht lache. Mir kommen die Tränen.“ Er steht auf und breitet die Arme aus: „Flieg, Brüderlein, flieg!“ Die Flocken fallen. Das Blut schießt fiebrig durch seine Adern. Das Herz pocht wie verrückt geworden. Er muss aus den Klamotten, bevor er verbrennt. Er wuchtet sich hoch. Er muss fliegen. Frei und weit und vor allem rauf, rauf in den kühlenden Himmel, in das ewig-erfrischende Weltall.

Er steht in dem dämmrigen Flur. Er wird ganz ruhig. Da steht er. Und da steht die Frau mit dem Gürtel, die Frau, die er so liebhat. Das macht ihn so stark, das macht ihn so schwach. Er sieht es ganz ruhig und klar und ohne Wehmut und ohne Bedauern: Er ist an den falschen Ort geraten. Und einen anderen gibt es nicht. Erst warm, dann kalt, dann heiß. Dann nichts.